

Karl Hermann Haack (Hrsg.)
Nehmt mich beim Wort

Karl Hermann Haack (Hrsg.)

Nehmt mich beim Wort

Von Buntschatten, Pandas
und 50 Arten, die Strümpfe
anzuziehen

Literaturwettbewerb zum
Europäischen Jahr der
Menschen mit Behinderungen

C. Bertelsmann

Herausgeber: Karl Hermann Haack



Beauftragter der Bundesregierung
für die Belange behinderter Menschen

11017 Berlin

Tel.-Nr.: 01888 527 2944

Fax.-Nr.: 01888 527 1871

Info@behindertenbeauftragter.de

www.behindertenbeauftragter.de

Seite 152: Abdruck aus Axel Brauns, Buntschatten und Fledermäuse,
Copyright © 2002 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg.

1. Auflage

Copyright © 2003 beim C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: DTP-Satz im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 3-570-00808-8

www.bertelsmann-verlag.de

Inhalt

Grußwort des Bundespräsidenten 9

Vorwort 11

NELLY CHRISTINA KUSKE (Preisträgerin)

Nehmt mich beim Wort: Regen 15

PETRA HECHLER (Preisträgerin)

Worte – zu spät 20

WOLFGANG NITSCHKE (Preisträger)

Innerer Monolog 25

RALF TAUBE

Ich entführe ein Flugzeug 34

DANIEL BIESTER

Kinder können grausam sein 37

PATRICK RABE

Stempel 47

HASSO BÖTTNER

Mein weißer Stock 53

ROMAN GRAF

Ich wäre Jessies Freund 55

FLORIAN WACKER

Antonia 65

ANNETTE GONSEROWSKI

Und sie nahm ihn beim Wort 72

LINDE KAMPF

Löffelsteif 77

MARIE GRONWALD

Wie fühlt man sich als Krüppel? 82

MANFRED SUCKOW

Gestatten, mein Name ist das gewisse Extra 91

KLAUS SERVENE

Schandflecken 95

REINHART MEINEL

Der Elektroschockdelinquent 106

CHRISTOPHER T. KLÖBLE

Fred 116

URSULA PLANCK

Die Frau im Spiegel 129

ECKHARD SELTMANN

Glauht mir, es geht! 140

AXEL BRAUNS

Buntschatten und Fledermäuse 152

CHRISTIANE KRAUSE

Beethoven und das Hörgerät 163

ROBERT ZOBEL

Oleg 173

AUTORENKOLLEKTIV DER

AUE-KREATIVSCHULE E.V.

Einblicke 178

JOACHIM FRANK

Flüchtige Begegnung 191

FLORIAN TOPERNGPONG

Was bleibt übrig 195

WILLI SCHLEIP

Radtour mit Pausen 210

ANNA LISA CORRINTH

Sandkuchen 221

ANGELA STADTHAUS

50 Arten, die Strümpfe anzuziehen 229

JULIA BECKER

Benni 235

ANNA KORNBRODT

Panda 242

GWENDOLYN SCHULTE

Der Einakter 251

PETRA STRACK

Achtung! Sperrzone! 257

RITA RAMSBROCK
Nehmt mich beim Wort 267

DR. CORNELIA HERBERHOLD
Verrückt nach Tanzen 274

BARBARA STIEFSOHN
Meine Schwester Bettina 282

HANNE STÖHR
Weihnacht im Dom 290

ANHANG
Zum Gelingen trugen bei 305
Autorenverzeichnis 309
Teilnehmerverzeichnis 312

BUNDESPRÄSIDENT
JOHANNES RAU



Viele und ganz unterschiedliche Veranstaltungen und Ereignisse sollen im Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderungen auf die Situation von Behinderten aufmerksam machen, für die Belange Behinderter sensibilisieren und für einen wacheren Umgang miteinander werben. Der Literaturwettbewerb des Behindertenbeauftragten der Bundesregierung leistet dazu einen guten Beitrag. Die zahlreiche Beteiligung an diesem Wettbewerb unterstreicht das Motto des Europäischen Jahres der Menschen mit Behinderungen: »Nichts über uns ohne uns«.

Im Grundgesetz steht, niemand dürfe wegen seiner Behinderung benachteiligt werden. Das ist gut und das ist richtig. Wir alle wissen aber: Gesetzestexte allein verändern nicht die Wirklichkeit. Die Wirklichkeit können nur wir alle gemeinsam verändern. Darum müssen wir an einer Gesellschaft arbeiten, die Wärme ausstrahlt und vermittelt, damit sich Menschen angenommen und geborgen fühlen, an einer Gesellschaft, in der niemand an den Rand gedrückt wird, in der alle ihren Platz in der Mitte haben.

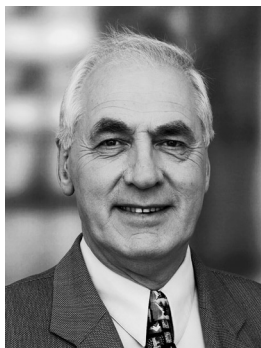
Darum ist es wichtig, dass wir uns bisweilen vor Augen führen, wie eingeschränkt unser Bild von »Normalität« mitun-

ter ist. Die Texte in diesem Sammelband weiten den Blick und öffnen neue Perspektiven. Wenn wir alle unvoreingenommen aufeinander zugehen, einander verstehen, voneinander lernen, dann ist das ein Gewinn für alle Menschen und für die ganze Gesellschaft.

Ich danke Karl Hermann Haack für die Initiative, die er mit diesem Wettbewerb ergriffen hat und ich danke vor allem den Autoren der vielen Beiträge, auch denen, deren Texte leider nicht abgedruckt worden sind. Es ist ein Buch entstanden, von dem ich mir wünsche, dass es möglichst viele Menschen lesen.

Haack

VORWORT VON
KARL HERMANN HAACK



Liebe Leserinnen und Leser,

wie kommt es, dass der Beauftragte der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen zu einem Literaturwettbewerb einlädt?

Seit Übernahme des Amtes setze ich mich dafür ein, den fürsorglichen Blick auf behinderte Menschen abzubauen, den wir in der Politik, in Einrichtungen, bei Trägern und im Alltag immer wieder gern eingenommen haben. Es waren vor allem die behinderten Menschen selbst, die mir recht schnell beibrachten, dass sie nicht auf ihre körperliche, geistige oder Sinnesbehinderung zu reduzieren sind. Ja, sie haben auch ein Handicap. Aber in erster Linie begegnen sie mir im Alltag doch als Angehörige, als Freunde, als Nachbarn, als Arbeitskolleginnen und Arbeitskollegen oder eben auch als Künstlerinnen und Künstler. Und dann wird ihre Behinderung mit einem Mal ganz unwichtig. Sie steht nicht mehr im Vordergrund. Im Vordergrund steht immer nur der Mensch, jeder einzelne mit seinen besonderen Fähigkeiten.

In der politischen Arbeit, die ich in den letzten fünf Jahren mit begleitet habe, standen und stehen uns Menschen mit Behinderung als wichtige Ratgeber und Partner zur Seite. Auch in den Veranstaltungsreihen, die ich an meinem Dienstsitz, dem Kleisthaus in Berlin, durchführe, bilden der

Austausch und das Miteinander behinderter mit nicht behinderten Künstlerinnen und Künstlern stets einen Schwerpunkt.

Das Jahr 2003 steht im Zeichen des von der Europäischen Union ausgerufenen Europäischen Jahres der Menschen mit Behinderungen. Das ist für uns ein weiterer guter Anlass, miteinander ins Gespräch zu kommen. So entstand die Idee zu diesem Literaturwettbewerb. Ausgeschrieben war er für Menschen mit Handicap und für junge Menschen unter 25 Jahren, die selbst nicht behindert sind, sich aber in ihren Beiträgen mit dem Thema »Behinderung« auseinandersetzen.

Der Titel des Wettbewerbes »Nehmt mich beim Wort« ist bewusst gewählt. Ich möchte den teilnehmenden Autorinnen und Autoren eine Plattform bieten, über die sie das Wort an Sie als Leserinnen und Leser richten können. So entstanden über 500 kurze und längere Prosamanuskripte mit zum Teil sehr persönlichen Einblicken. Nicht wenige sprachlich außerordentlich ausdrucksstark, mit originellen Bildern und Metaphern, mit Kritik und oft auch einem kräftigen Schuss Selbstironie und Humor.

Die Autorin Cornelia Herberhold bringt es in ihrem Beitrag »Verrückt nach Tanzen« auf den Punkt:

»Seien wir ehrlich: Es ist eine blöde Idee. Lächerlich, unklug – ich werd's bereuen, wenn es vorbei ist. Soll da eine Peepshow des Körper-Schreckens, eine Horrorsammlung von Produktfehlern der Natur vorgeführt werden? Allerdings ist wenig mit dem Genuss vergleichbar, den eine gute Zigarre, ein ordentliches Glas Whiskey oder die Lektüre über menschliche Behinderungen einem verschaffen können. Denn das Studium der Leiden, die man nicht selbst hat, verfeinert die Daseinsfreude beträchtlich. Es geht um den Literaturwettbewerb 2003 im EU-Jahr der Behinderten. Eigent-

lich wollte ich ihn boykottieren. Aber das Motto heißt: »Nehmt mich beim Wort«. Also, da bin ich: weiblich, jung, behindert, eure gleichberechtigte Partnerin, noch etwas unsicher in der neuen Rolle, frisch ausgebrochen aus dem Ghetto der Sonderpädagogik und der Rehawissenschaften. Hab ich nun die Definitionsmacht bekommen, zu sagen, was gut und schlecht ist für Frankensteins Monsterbraut?«

Mit dem C. Bertelsmann Verlag wurde ein engagierter Partner gefunden, der sich gleich bereit erklärt hat, die Redaktion und Veröffentlichung von Beiträgen in sein Verlagsprogramm aufzunehmen. Dafür meinen herzlichen Dank!

Entstanden ist aus den Einsendungen die vorliegende Anthologie mit Texten von jungen und älteren, behinderten und nicht behinderten Autorinnen und Autoren, die mich beim Wort genommen und literarisch geantwortet haben. Es war die schwierige Aufgabe der Jury, aus der Vielfalt und Vielzahl nun jene 35 Beiträge auszuwählen, die Sie in dieser Anthologie lesen können. Dabei suchte sie nicht nur diejenigen aus, die sich inhaltlich oder sprachlich besonders gelungen mit dem Thema der Ausschreibung auseinandergesetzt haben, sondern sie wählte auch Beiträge, die exemplarisch für eine Mehrzahl eingesandter Texte und Themen gelten können. Es gibt Geschichten, die verstören, die irritieren, die gnadenlos in Wunden rühren, die uns als Leserinnen und Leser ratlos zurücklassen. Genauso wie es die Beiträge gibt, die uns ein Schmunzeln entlocken oder ein Nicken, weil man der selben dort erzählten oder einer ähnlichen Begebenheit im Alltag unzählige Male bereits begegnet ist.

Nach einer intensiven Diskussion vergab die Jury die Preise an Nelly Christina Kuske (Berlin) für »Nehmt mich beim Wort: Regen«, Petra Hechler (Darmstadt) für »Worte – zu spät« und Wolfgang Nitsche (Gotha) für »Innerer Monolog«.

Vor Ihnen liegt eine vielschichtige Prosasammlung über unseren ganz normalen Alltag.

Ich bedanke mich herzlich bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Literaturwettbewerbs für ihre Beiträge. Den Leserinnen und Lesern wünsche ich nun eine spannende und in jeglicher Hinsicht abwechslungsreiche Lektüre.

Ihr

A handwritten signature in black ink, reading "Karl Hermann Haack". The signature is written in a cursive style with a large initial 'K' and a decorative flourish at the end.

Karl Hermann Haack

NELLY CHRISTINA KUSKE (Preisträgerin)

Nehmt mich beim Wort:

REGEN. Nicht, dass es etwas Besonderes wäre. Nur sehe ich mein gestern Nacht endlich fertig gestelltes und mit grüner Tinte geschriebenes Manuskript draußen, neben dem Gartentisch, unter der triefnassen Hecke liegen. Zerfleddert, zerknickt und zermantscht. Mein Großvater. Meine Poesie. Die ganzen Schritte. Gedanken. Hunde. Irrtümer. Roter Mohn. Der Weg. Ohnmacht. Und Sophia. Zukunft. Gras, und ein ganzes Meer von aufgepeitschten Steinen. Fassungslos grün aufgelöst. In Wut und Aggression und Schuld? Verdammt.

Durchs Gras gehen. Hin. Und reinfassen. Was für ein ungeheuerlicher Versuch. Das anzusehen. Ich habe Angst. Ich flenne, weil alles unwiederbringlich verloren ist.

Leere zerknitterte, grünlich schimmernde Seiten. Hin und wieder ein Wort, das dazwischen steht, und andernorts ist auch das nicht mehr zu dechiffrieren. Ich hocke mitten drin. Dahinter klebt ein Bruchstück Text.

In einem verschwommenen Absatz schwimmt die Geige meines Opas rum. Mein Gott. Und von allem anderen ist nichts mehr da. Und umgeblättert nur noch lesbar, dass er die Geige, ganz rund, Violina, wie meine Oma, nannte und ... tanzte verrückt um sie herum. Jagte sie oder sie folgte dem Fiedler ins Haferstroh. Fritz Kaiser. Der Kaiser ist ein guter Mann, sang sie und später den Enkeln vor. Spuren von Re-

gentropfen dazwischen. Und die wollten es immer wieder hören. Auch wie er gleich nach der Geburt unseren winzigen Papa nahm, ihn in einen Schuhkarton mit Schafwolle legte und ab ins warme Ofenrohr schob. Und er fiedelte davor, bis sein Sohn fertig gebacken war, herausgenommen wurde und von da an richtig lebte. Behutsam. Auf der Rückseite des durchgeweichten Blattes: Dem lieben Gott dankte er seit jener Zeit einmal im Jahr an Heiligabend und beglückwünschte ihn ganz ehrlich auch zu seinem Sohn. Doch als der Zigeuner das Gotteshaus nicht mehr betreten durfte, schoren sie ihm das schwarze, immer etwas zu lange Haar, das so dick gewesen war, dass Violina ihre feinen Strümpfe damit stopfen konnte. Das Wort »schoren« ist kahl. Das schwarze Haar grün aufgelöst, und in dem steht noch: Er war nichts lieber als Geigenspieler gewesen. In Dachau war es damals nicht anders. Er spielte, und viele folgten seiner Musik, adagio und accelerando, meinem Großvater, den man dort nicht mehr Zigeuner, sondern Rattenfänger nannte, wie es zuletzt im Dorf herum gemunkelt worden war.

Der Regen duldet diesen Absatz, als hätte mein Großvater Bestand in seiner Zensur. Entscheidet das Wasser, was bleiben darf und was nicht? Ich komme mir ausgeliefert vor, mitsamt meinen nächsten Seiten, in denen ausgewaschene Erklärungen, Gründe und Rechtfertigungen stehen. Der Anspruch auf Menschenwürde ist grün gemacht, als sei er nicht farbecht gewesen.

Ich wische mir über das Gesicht und ich beschreibe in diesem Augenblick nicht, was ich denke und fühle. Aus meinem Haar tropft es runter und macht den Mohn nass. Das Wort blüht krachrot im Tintenwasser, an der Landstraße, die im nächsten Absatz zur Gedenkstätte von Dachau führt. Mohn auf grünem Brachland. Rot. Wie das Herz aller Dinge. Ich bin angesteckt in diesem Fragment. Voller Schwindel und Poesie gewesen. Rot hatte sich gedreht und stand plötzlich wie von hinten nach vorn gelesen, anders herum, als Tor im

Gras, im anders herum gelesenen Gras, im Sarg. Ich erinnere mich und hatte es damals so aufgeschrieben, unterwegs, auf dem Weg zum KZ. Es ist erhalten geblieben. Auch der Hund, der übermütig bellend ins Feld hetzte, mich raus, und hin zu dem lachenden Mann: Mein Hund scheucht doch nur Angsthasen auf. Mich. Und in den Seiten davor wurde das Leben meines Großvater diese Straße entlang von SS-Hunden bewacht und vom Regen ausgelöscht. Außer ein paar grünen Anhaltspunkten, wie Wortgerippen, ist auf dem Papier nichts mehr übrig geblieben von den Seiten zuvor. Die ganze Geschichte ist unbrauchbar gemacht. Meine Gedanken von heute. In ihren Zusammenhängen aufgehangen, in dem, was war und keine Lüge. Hingerichtet. Das Wasser löst diese Logik auf und spült den Irrsinn raus. Seinen oder den anderen.

Glauben und Wasser. Vernunft und Wasser. Wie Dach und die grüne Au. Die Poesie tut mir weh. Knallhart.

So regnet das weiter. Ich hocke im Gras. Nicht nötig zu sagen wie. Noch was glatt streichen zu wollen, verschmiert alles nur noch mehr. Also lasse ich die nächsten Seiten aufgebäumt sein.

Birken stehen da, am Rand des Lagerplatzes, und die Bank darunter steht jetzt schief. Ich rutsche in meiner Haltung ab. Runter in den ganzen Matsch. Ich lese: Sophia rannte in lautem Geschrei quer über den schlammigen Platz. War zu schnell und schlug der Länge nach hin. Sie sah aus wie ein Schwein. Lachte, wischte sich übers Gesicht und fuchtelte mit dem hochgehaltenen Abiturzeugnis in der Luft herum: Ich hab's geschafft! Ich hab's geschafft! Ihre Brüder schmissen sich neben sie in den Schlamm. Ihre Mutter sah aus dem Barackenfenster, als sie den Lärm hörte. Sophias Vater kam vom Krematorium zurück, dort hatten die Lagerkinder wieder in den Öfen Verstecken gespielt und »Du bist aus«. Wenn einer gefunden wurde, hatte er tot umzufallen.

Wie behutsam der Regen um diese Episode geflossen ist, um

die Jahre nach dem Krieg, in denen Sophia und ihre Familie mit vielen anderen dort als Flüchtlinge untergebracht worden waren. Und wie behutsam auch, Jahre später, der Regen um die Rosen im Rost.

Inseln zum Überleben. Mir reißt das den Boden unter den Füßen weg, und das Wasser steht mir bis zum Hals, als hätte heute Nacht der Himmel die Geschichte und mich zum Spielball, zu etwas ganz Beliebigen gemacht.

Angst. Und wer sich auf der anderen Seite des Vergangenen nicht erinnert, ist dazu verurteilt, es noch einmal zu erleben. Der Regen weicht das Anrecht auf. Diese Vermessenheit. Und in meiner Angst schreibe ich gedanklich alle leeren Seiten wieder voll, damit alles so bleibt, wie es sich gehört. In diesem ganzen Irrsinn gibt es für durchgegangene Gefühle und Gedanken die Peitsche, bis sie wieder im Zaume sind.

Ich besetze die leeren Wachtürme in meinen Vorstellungen sofort wieder mit Posten, die mich bewachen, weil ich in meiner Vorstellung auch ein Jude bin. Oder ganz viele. Zigeuner. Anders sein und Denkende. Im Stacheldraht schalte ich den Starkstrom ein und renne verzweifelt gegen den Zaun. In meiner Fantasie. Angetreten. Befehle lasse ich brüllen. Meine Stimme in meinem Kopf. Hunde bellen und hetzen mich, dass ich ja nicht vergesse. Ich achte auf diese Tatsache und auf unendlich viele Details, um gerecht zu bleiben. Ich bin der Aufseher. Und gehe dann, an meinen Großvater gedrängt, mit ihm zusammen in seiner Musik bis in den Himmel hinauf auf. Ich mache mich so brauchbar. Tot und von jeder Seite her lesbar, nach allen Versuchen, es hin und her zu drehen. Es gelingt mir nicht, solange ich lebe. Und schuldig bin ich, wenn das zu meiner Zeit in mir entsteht, und nicht der Regen, der es weggewaschen hat.

Ich wehre mich nicht mehr. Ich schwimme durch die zerlaufene Tinte von einer Seite zur anderen. Nichts ist unberührt. Ich habe grüne Finger. Im Regen. Lesen. Der Angst wegen, steht verschmiert da, und der Menschenwürde.

Mein Großvater spielt dort Geige. Ich höre ihn. Großmutter summt gelassen und stopft Strümpfe.

Im Alltag. Umgeblättert. Heute. Auf der letzten Seite beginnt ein Mann in der Gedächtnisstätte von Dachau seinen Arbeitstag. Er dreht an einem umgebauten Traktor zwei Flaschen die Hähne auf. Es riecht nach Gas. Er klettert auf den Bock und beginnt seine große Lagertour. Er verbrennt vor sich her das Gras mit Gas und macht frische grüne Asche, in den mit Steinen gefüllten Einfriedungen der Baracken, auf den Wegen und Plätzen. Weil nie Gras drüber wachsen darf. Das war das eigentliche Ende meiner Geschichte gewesen.

Und jetzt, als käme es dem Regen auf einen ganz anderen letzten Satz an. Auf das Grün. Das inmitten des Meeres von Steinen, zwischen ihnen selbst, mit Hilfe des Regens keimt. Als hätte ich diesen Satz jetzt zu schreiben und bisher alles falsch gesehen und falsch gemacht. Will ich jetzt Grassamen kaufen gehen? Und danach meinem Großvater von der neuen Geschichte von meinem Leben schreiben? Ihn wissen lassen, wie es damals war, als ich einmal Gras kaufen ging und es bei jedem Schritt und jedem Gedanken durch die Finger rieseln ließ. Und verlor.

PETRA HECHLER (Preisträgerin)

Worte – zu spät

»Aber sterben werden Sie mir jetzt nicht.«

Sagt der Mund mit diesen Lippen, die schmalgezerrt sind von allzu vielen Jahren allzu schlechter Diagnosen. Es ist ein dünn gewordener Mund, der von zwei scharfen Falten gleichermaßen eingerahmt und gehalten wird.

»Nein, sterben werden Sie nicht daran.« Sagt der müde Mund.

Doch die noch müderen Augen, die überlaufen von all dem professionell distanzierten Mitleid darin, die sagen noch ganz etwas anderes: Nicht sofort und schnell sterben jedenfalls ... sagen sie. Und, leiser dann: Ach Gottchen, so jung noch ...

»Ich werde nicht sterben.«

Antworte ich. Folgsam. »Na, dann ist ja gut.«

So sage ich. Weil Besseres mir nicht einfällt.

Das wird es erst später – das wirklich Treffende, das Wichtige, das kommt mir immer erst später in den Sinn: Wenn ich mich dann gründlich genug geärgert habe über meine saudumme Sprachlosigkeit im Angesicht Schlagfertigkeit erpressender Situation.

»Ich möchte jetzt gerne noch Blut abnehmen«, sagt der müde Arzt. Verlegen hilflos.

Und ebenso verlegen nestele ich rasch meine Armbeuge frei. Die verfärbt ist und buntfleckig. Als wäre weiter nichts als

fröhliche Tinte gewesen in den Infusionen der letzten Tage. Der Weißbekittelte piekt seinen geschäftigen Blick in die zarte, verheerte Haut. »Vielleicht nehmen wir doch lieber den anderen Arm heute ...?« fragt er sanft. (Als ob »wir« eine Wahl hätten.)

Während er durch die zweite, nur geringfügig weniger verfleckte, hingehaltenen Haut die Vene ansticht, fliehen meine Blicke zur Decke wie ein aufgescheuchter Schwarm dreckiger, grauer Großstadttuben: Beim Blutabnehmen schaue ich nie hin. Vielleicht, weil ich fürchte, man könne ein bißchen von mir selbst sehen in diesem abgeraubten Blut – so ein winziges, verflüssigtes Teilchen Seele in all der braunroten Soße ... Das würde mich beunruhigen. So etwas zu sehen.

Da wird auch schon der hoffnungsgrüne Riemen gelöst, der meinen Oberarm gefesselt hielt. Damit der dunkle Blutstrom dann leichter wieder schießt durch die Adern, hinein in die silbern glänzende, wohl eingefädelte Nadelzunge und ins Plastikröhrchen. Hinsehen dabei mochte ich noch nie. Als ob die leidige Prozedur weniger elend würde, wenn ich wegschaue.

Bis ich das verlegene Stupsen des sterilen Wattepads in meiner Armbeuge dann spüre und höre: »Drücken Sie bitte hier noch eine Weile!« Kurz bevor dann das schmale Pflaster passgenau angeklebt wird und das winzige Loch in der Haut schamhaft verbirgt. An manchen Tagen färbt sich das schmale, altrosa Streifchen dunkel dabei, dunkler noch als die Hämatomhaut: Dann habe ich meinen Daumen nicht fest genug draufgehabt zuvor. Es blutet dann noch ein wenig aus mir heraus. Und vielleicht ist das wirklich meine Seele, die fort will aus dem zerstochnen Arm, dem ganzen kranken Körper.

Blutabnehmen dient nur der Beruhigung der Patienten. Da bin ich mir sicher. Die ermittelten »Werte« interessieren nicht wirklich. Nicht so sehr jedenfalls, wie der kurze, kör-

perliche Kontakt von Arzt zu Unheilbarem. Ich glaube, das lernen die schon im Studium, das Anfassen: Berühren Sie Ihre Patienten! Heißt es da gewiß. Und: Um Himmels willen, fassen Sie die Leute an – das gibt ihnen dieses wichtige Gefühl, nicht alleine gelassen zu werden ... Ich glaube, dass Ärzte das beigebracht bekommen. Die 1000 unverfänglichsten Arten medizinisch korrekten Körperkontakts.

Und was wird mit meinen Haaren? denke ich. Wird die jemals wieder einer berühren und streicheln ...? Aber das sage ich nicht. Nicht so. Stattdessen: »Werden meine Haare irgendwann wieder nachwachsen...?« Verzweifelt ratlos frage ich so. Während der Arzt schon die Blutproben nummeriert. Sein schmaler Mund verbiegt sich sofort wie eine viel benutzte Metallfeder. »Aber sicher doch!« quillt es eilfertig aus diesem dünnen, an beiden Enden kühn aufwärts gezerrten Strich heraus: Das ist die Hoffnung in verträglichen Dosen. »Ihr Haar wird nachwachsen, schön wie eh und je«, sagt er. Wenn es nur das wäre, aber ... rinnt dabei aus seinen Augen. Rinnt herab bis auf die grauen Wangen, die aussehen ein bisschen wie aufgerauchtes Reispapier. Auf dem schon lange niemand mehr verliebt-verwegen schwungvolle Kalligraphien geschrieben hat.

Nach meinen Haaren frage ich ...

Und will doch einzig nur hören, dass der Geliebte mich immer noch in die Arme nehmen wird und begehren, dass er mich wieder ansehen wird mit diesen Augen, die sagen »Du bist wundervoll – ich liebe dich so!« und dass er mich jetzt nicht alleine lässt, wenn ich nachts weinen muss, und dass er nicht abgestoßen sein mag von meinem neuen, dem unwiderruflich versehrten Körper, und dass er sich nicht schämt, wenn ich mit ihm bin da draußen – und dass es einen Weg geben mag, verliebt zu schlendern, auch wenn der eine auf starken gesunden Beinen läuft und die andere auf kassenärztlich genehmigten Stahlrädern fährt.

Wird auch das alles »wieder werden«, schön wie eh und je?

Das ist es, was mich wirklich beschäftigt.

Was ist mit meinen Lebensträumen? hätte ich fragen sollen, wohin gehen jetzt all die zerschmetterten, zerriebenen Träume und Pläne? Die nun gehören in die unerreichbare Welt der unheilbar Gesunden. Wo gehen die hin, die Träume? Und wie lebt man damit und kann man das lernen? Wird der Schmerz irgendwann einmal ganz klein in der Brust, so klein wie eine winzige schwarze Kugel, die man dann fortschieben kann in die hinterste Ecke des Herzens? Und gibt es ein Weiter nach der Erkenntnis, dass nichts mehr ist wie zuvor ...?

Oh, ich weiß gut: Das hätte ich fragen sollen!

Die späte Schlagfertige jedenfalls, die hätte es getan. So denke ich. Mutlos verzagt einmal mehr. Und stumm geworden. An den allzu späten Worten.

Als der Arzt dann längst schon wieder gegangen ist, ein kleines behenkeltes Drahtgestell am Arm, in dem mein dunkelbraunes Blut fröhlich schaukelt im anonymisierten Plastikabteil.

Erst als sich die polarweiße Tür wieder geschlossen hat dann auch hinter der Schwester, und ich, wieder alleine, ein wenig geweint habe in das steife, blendend reine Krankenhausalaken und in den Bauch meines mitgebrachten Schmuseddys, des viel geliebten alten mit dem abgegnibbelten Ohr; erst als ich einen kleinen, glitschigen Klumpen Elend ausgewürgt und diszipliniert in die erbsgrüne Nierenschale aus recycelter Pappe gespuckt habe; erst als ich dann wieder alle Zeit der Welt hatte mich zu grämen über Worte, die viel zu spät erst anklopfen an die beinerne Schädeltüre, erst da denke ich an all das, was ich hätte sagen können. Vorhin. Als mir mit professioneller Routine die aschfahle Diagnose serviert wurde auf falschsilbernem Tablett.

An das denke ich, was die andere gesagt hätte, die Schlagfertigere in mir, die sich versteckt hält immer bis viel zu spät:



Karl Hermann Haack

Nehmt mich beim Wort

Von Buntschatten, Pandas und 50 Arten, die Strümpfe anzuziehen - Literaturwettbewerb zum Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderungen

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Broschur, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-00808-9

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: September 2003

„An guten Tagen wünsche ich mir eine bunte Welt, in der die Menschen 50 Arten erfinden, die Strümpfe auszuziehen, 20 Arten, ins Oberhemd zu schlüpfen, zehn Wege, eine Krawatte zu binden und 100 Arten, ein T-Shirt zu verzieren, kurz, eine bunte, belebte Alltagswelt, in der jede Zwischenmahlzeit so spannend ist wie ein Krimi.“ So bringt Angela Stadthaus ihr alltägliches Leben zwischen Wunsch und Wirklichkeit auf den Punkt. Ihr Textbeitrag ist eine von 35 kleinen Erzählungen, die alle von körperlicher Behinderung oder seelischer Krankheit handeln. Die vorliegende Textsammlung ist das Ergebnis eines Literaturwettbewerbs, den der C. Bertelsmann Verlag im Rahmen des Europäischen Jahres der Menschen mit Behinderungen in Zusammenarbeit mit dem Herausgeber Karl Hermann Haack ermöglicht hat. Das Buch will die Lebenswirklichkeit und die Interessen behinderter Menschen mehr in die öffentliche Wahrnehmung rücken. Das Ergebnis kann sich sehen lassen. „Nehmt mich beim Wort“ ist eine beeindruckende literarische Reise durch die Höhen und Tiefen eines Lebens im Zeichen von körperlicher oder seelischer Beeinträchtigung und hilft, die trennenden Grenzen zwischen behinderten und nicht-behinderten Menschen zu überwinden.